

Mehrehe, die sie mit Hilfe Krechтинcks ins Werk setzt (S. 350f.)? Was über die reichlich vertretenen Frauen und ihre Rollen in Rezeptionszeugnissen zu erfahren ist, geht über eine Beschreibung nicht hinaus – leider.

Katja Schupp wartet mit einem erfreulich umfassenden Literaturverzeichnis auf, das unter anderem auch Schulbücher und folkloristische Rezeptionszeugnisse umfaßt. Hier wäre unter der Rubrik »Epische und dramatische Werke in Deutscher Sprache« Illa Andreaes Erzählung *Hille und der Droste* (s. hierzu MGBI 1997, S. 155–160) zu ergänzen. Auch Leopold von Sacher-Masoch hätte es verdient, erwähnt zu werden. So wie Annette von Droste-Hülshoff wohl eine Oper plante (S. 290, Anm. 216), arbeitete von Sacher-Masoch an einer Tragödie *Der König von Sion*, die er jedoch nie vollendete (Carl Felix von Schlichtegroll, Sacher Masoch und der Masochismus. Litterarhistorische und kulturhistorische Studien, Dresden 1901, S. 84). Dafür publizierte er die literarische Skizze »Welthistorische Käfige« (s. hierzu MGBI 2000, S. 175–188), die nachzutragen wäre.

Marion Kobelt-Groch

Peter P. Klassen, Die schwarzen Reiter. Geschichten zur Geschichte eines Glaubensprinzips, Uchte: Sonnentau Verlag 1999, 273 S., Fadenheftung, kartoniert, ISBN 3-9804596-4-0.

Mennoniten erzählen gern von den Anfängen ihrer Tradition im 16. Jahrhundert, von mutigen und standhaften Täufern, die sowohl theologischen Gegnern wie auch verfolgenden Obrigkeiten gegenüber ihren einfachen, auf schlichte, biblische Einsichten gegründeten Glauben bewahrten. Weder durch gelehrt-verkehrte Beweisführungen noch durch brutalen Druck ließen sie sich davon abbringen, die Taufe der Gläubigen oder die Gewaltlosigkeit der Bergpredigt zu vertreten. So die Mennoniten-Saga. Daß es sich tatsächlich anders, nämlich wesentlich differenzierter verhielt, ist durch eine unabhängige Geschichtsforschung längst erwiesen.

Ähnlich schablonenhaft wie die Anfänge im 16. Jahrhundert wird auch die weitere Geschichte der Mennoniten von ihnen selbst gern erzählt. Von den Wanderungen um des Glaubens willen wird da berichtet – als ob es nicht oft auch handfeste, wirtschaftliche Gründe dafür gegeben hätte! – oder von der »Aufgabe des Prinzips der Wehrlosigkeit« im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Auch hier verhält es sich differenzierter, und das Buch von Peter P. Klassen ist geeignet, diese »Aufgabe« des Prinzips, die in Wirklichkeit eine Transformation war, nachvollziehbar zu machen.

Klassen, 1926 in der Mennonitenkolonie Chortitza am Dnjepr geboren, kam 1929 mit seinen Eltern nach Deutschland und zwei Jahre später nach Paraguay. Er kennt die Geschichte der Mennoniten in Paraguay aus eigenem Erleben und hat sie selbst in mehreren Büchern, die im Geschichtsverein erschienen sind, dargestellt (vgl. die Aufstellung auf S. 208 dieser Geschichtsblätter). Auch als Erzähler ist er bereits mehrfach hervorgetreten. Als Lehrer in der Lehrerausbildung und als langjähriger Schriftleiter des »Menno-blattes« gehört er gewissermaßen zu den Intellektuellen unter den Mennoniten Südamerikas, er hat Geschichte und Existenz der Mennoniten auch in ihrer Widersprüchlichkeit, mit ihren Halbheiten und Unvollkommenheiten wahrgenommen.

Im vorliegenden Buch erzählt Klassen sieben Geschichten, die alle davon handeln, daß Mennoniten, die für sich Gewaltlosigkeit beanspruchten, gezwungen werden, mit diesem Grundsatz zu brechen. Es ist *zunächst* die Geschichte westpreußischer Ältester im 19. Jahrhundert, die bis zuletzt versuchten, für ihre Gemeindemitglieder insgesamt das Privileg der Wehrfreiheit aufrechtzuerhalten. Es ist *zweitens* die Geschichte von Hermann Nickel, geboren 1898 in einer mennonitischen Kolonie Südrußlands, den die Ereignisse zwingen, mit dem im Taufunterricht vermittelten und aus Überzeugung vertretenen Prinzip der Gewaltlosigkeit äußerlich zu brechen, obwohl er ihm weiter aus Überzeugung anhängt. In einem Jägerbataillon kämpft er schließlich gegen die Privatarmee des Anarchisten Machno, der im Machtvakuum zwischen Roter und Weißer Armee für einige Jahre sein schreckliches Unwesen treiben konnte. Es ist *drittens* die kaum bekannte Geschichte der Mennonitenkolonie in dem Gebiet am Terek im Kaukasus. Folie für die Darstellung ist das Leben von Abram Penner, der 1901 von der Molotschna in die Kolonie gezogen war. Im Februar 1919 mußte er wie alle anderen Hals über Kopf die Kolonie verlassen, froh, sein Leben und das seiner Familie gerettet zu haben. Im zusammenbrechenden Zarenreich entfalteten Tschetschenen ihre Herrschaft; und ähnlich wie gegen die Armeen Machnos im Süden Rußlands hatte der Versuch eines mennonitischen Selbstschutzes nur punktuellen, aber nicht dauerhaften Schutz zu bringen vermocht. »Der Fahnen-eind« ist die *vierte Geschichte* überschrieben. In ihr erlebt David Regier, 1923 in Borsenko in Südrußland geboren, einer 1865 gegründete, gemeinsame Tochterkolonie von Molotschna und Chortitza, die schlimmen Jahre des stalinistischen Terrors und des Zweiten Weltkrieges, mit Verrat durch Glaubensbrüder und Massenerschießungen von Zigeunern durch deutsche Truppen. Nach Jahren im Gefängnis und im Straflager in Workuta kommt Regier 1956 frei und zieht zu seiner Familie nach Kasachstan, wo sich men-

nonitisches Leben in bescheidenem Rahmen entfalten konnte, bis die große Auswanderung nach Deutschland einsetzte. In der *fünften Geschichte* begleitet der Leser die Familie von Heinrich und Tina Janzen aus Waldheim, denen 1929 die Flucht aus Rußland gelingt und die sich ein Jahr später in Brasilien niederlassen. Die Frage der Wehrlosigkeit spielte bei der Ansiedlung eine gewichtige Rolle, vor allem auch für die nordamerikanischen Mennoniten, die sie organisierten. Man hoffte, zukünftig eine Freistellung der Mennoniten vom Wehrdienst wie in Paraguay zu erreichen, doch gelang dieses zunächst nicht. Widrige Umstände veranlaßten bald etliche Mennoniten zur Rückwanderung nach Deutschland, und da sowohl in Brasilien wie in Nazideutschland die Wehrlosigkeit nicht durchzuhalten sein würde, war es für viele ein Argument, ihre Söhne dann lieber als deutsche denn als brasilianische Soldaten zu sehen. Familie Janzen blieb in Brasilien, und ihr Sohn Geraldo, der Missionar wurde, leistete dort den Militärdienst. Die brasilianischen Mennoniten assimilierten sich stärker in die umgebende Gesellschaft als die paraguayischen, und als 1988 eine neue Verfassung in Brasilien in Kraft trat, die jedem das individuelle Recht auf Kriegsdienstverweigerung zugestand, gab es keine Mennoniten mehr, die das in Anspruch nehmen wollten. Ein grausamer Mord an einem Mennoniten in der Mennonitenkolonie Volendam in Ostparaguay im Jahr 1949 und die Sühne durch – wie zu vermuten ist – Lynchjustiz an dem mutmaßlichen Täter zwei Jahre später stehen im Mittelpunkt der *sechsten Geschichte*. Was tun, wenn die Obrigkeit, der Mennoniten nur zu gern untertan sind und von der sie, ganz im Sinne von Römer 13, Schutz erwarten, ihrer Aufgabe aus Unfähigkeit nicht nachkommt oder lieber gar nicht erst in Erscheinung tritt? Diese Geschichte des mutmaßlichen Mörders Kurt Kehlert zeigt auf beklemmende Weise die Grenzen der mennonitischen Selbstverwaltung und die weitgehende Unfähigkeit in der mennonitischen Kolonie, mit störenden Außenseitern, Querulanten oder gar Kriminellen umzugehen. Und auch die *siebente Geschichte* ist in Paraguay angesiedelt. Nach einem grauenhaften Überfall der Ayoreo-Indianer auf ein mennonitisches Anwesen, das außerhalb der Kolonie Vorposten einer neu zu gründenden Siedlung war, ist die Stimmung unter den frommen Kolonisten kaum zu bändigen. Es wird ein selbstverständlich bewaffneter Schutz organisiert, und auf Jahre hinaus geht kein Mennonit unbewaffnet aufs Feld. Notwehr ist kein grundsätzlicher Bruch mit der den Militärdienst ausschließenden mennonitischen Wehrfreiheit, so die vorherrschende Argumentation, die ganz eindeutig stärker von der Angst als von einem selbstkritischen Problembewußtsein getragen ist. Die paraguayische Regierung hat dieser Selbstschutz nicht veranlaßt, das seit 1921 bestehende Privileg für

Mennoniten aufzuheben, das ihnen Befreiung vom Militärdienst gewährt und das laut Klassen noch immer gilt. Klassen beschließt sein Bändchen mit einem sehr summarischen, nach Ländern gegliederten geschichtlichen Überblick über Privilegien, die Mennoniten vom Wehrdienst befreien.

Klassen hat die Geschichten weitgehend erfunden, was die Personen, ihre Namen und Lebensläufe betrifft. Die näheren Umstände und auch die besonderen Begebenheiten aller Geschichten aber sind historisch verbürgt, wie der Autor versichert: »Die hier erzählten Geschichten entsprechen alle geschichtlichen Tatsachen, und sie würden sich bei einer wissenschaftlichen Arbeit sehr gut dokumentieren lassen« (S. 12). Es ist Klassen's Ansatz, Geschichte in Geschichten faßbar zu machen. Dabei beschränkt er sich doppelt: auf den westpreußisch-rußlanddeutsch-südamerikanischen Strang der Mennonitengeschichte sowie zeitlich auf die letzten 200 Jahre seit der Zeit der deutschen Befreiungskriege gegen Frankreich. Literarische Ambitionen verfolgt Klassen nicht, es geht ihm um die Bewältigung eines mennonitischen Widerspruchs, den er als Problem selbst auch empfindet. Zwar schreibt Klassen seine Geschichten mit der Distanz des auktorialen Erzählers, der nicht zu werten und nicht zu urteilen vorgibt. Dennoch wird sein Standpunkt erkennbar. Durchgehend geht es ihm darum, den Widerspruch zwischen einem Gruppenprivileg und der Gewissensentscheidung des Einzelnen aufzudecken. Hier waltet eine eigentümliche Dialektik: Das Privileg, das Vertreter der Mennoniten für ihre Gemeinden aushandeln, bewahrt die Einzelnen gerade davor, sich individuell mit der Gewaltfrage auseinanderzusetzen oder sich gar entscheiden zu müssen. Wenn dann die Zeitläufte die Privilegien hinwegfegen und die Individuen in Konfliktsituationen führen, zeigt sich, daß Mennoniten nicht anders handeln und argumentieren, als andere Christen auch. Ja, es scheint sogar so zu sein, daß sie aufgrund ihrer Prägung und ihrer Tradition sich besonders schwer tun, das radikale jesuanische Ethos der Gewaltlosigkeit mit den widersprechenden Anforderungen einer konkreten historischen Situation zu vermitteln. Nicht eine differenzierte ethische Entscheidungsfindung ist typisch mennonitisch, sondern eher der als unüberbrückbar wahrgenommene Widerspruch zwischen biblisch geforderter Gewaltlosigkeit (die zugleich als Gruppennorm gilt) und praktischer Notwendigkeit, zwischen Glaubensprinzip und Wirklichkeit. Das bezeugen die Geschichten, die Klassen erzählt, sehr deutlich – vielleicht sogar eindringlicher, als es vom Autoren beabsichtigt war.

Klassen bringt den Mennoniten einen Widerspruch ihrer Geschichte in erzählender Form nahe. Dafür sollten Mennoniten ihm dankbar sein. Er hat ein für sie sehr wichtiges Buch geschrieben, es macht nachdenklich und for-

dert dazu heraus, das eigene Erbe kritisch zu durchdenken. *Die schwarzen Reiter* ist geeignet, die Rückseiten und in Einzelfällen auch die Schattenseiten der eigenen Tradition aufzudecken. In erzählender Form, bezogen auf individuelle Lebensgeschichten, läßt sich so eine Anfrage vorbringen, die als theoretische Aussage unwillkommen wäre und vermutlich einfach ignoriert würde, weil sie das Selbstbild vieler heutiger Mennoniten in Frage stellen würde. Die Hauptaussage ist der unauflösliche Widerspruch zwischen der individuellen Gewissensentscheidung zum Verzicht auf Gewalt und dem Gruppenprivileg der Befreiung vom Militärdienst. Das Buch ist aber auch geeignet, noch anderes zu verdeutlichen, was von Mennoniten gern verdrängt wird. So besteht auch ein Widerspruch zwischen dem Gruppenprivileg und dem modernen Bewußtsein von der Gleichberechtigung aller Staatsbürger. Fortschrittliche Mennoniten wie zum Beispiel der Krefelder Paulskirchenabgeordnete Hermann von Beckerath haben das schon im 19. Jahrhundert erkannt. Wer sich dieser Einsicht nicht verschließt, wird sich wie er gegen Gruppenprivilegien aussprechen.

Klassens Buch macht darüber hinaus deutlich, was für ein problematisches, um nicht zu sagen naives Obrigkeitsverständnis manche derjenigen Mennoniten und ihrer Wortführer hatten, die in den letzten 200 Jahren für die Bewahrung des Gruppenprivilegs der Wehrlosigkeit eintraten. Die radikale Wehrlosigkeit paart sich da mit einem grenzenlosen Vertrauen in den guten Herrscher, der das Privileg gewährt, in die gerechte Obrigkeit, die gemäß Römer 13 die Guten schützt und bewahrt. So wandten die westpreußischen Mennoniten sich auch dann noch untertänigst an den preußischen König mit ihren Bitten um Befreiung vom Militärdienst, als dieser schon längst nicht mehr die Macht hatte, Gesetze zugunsten der Mennoniten zu ändern oder gar aufzuheben. Den absolut souveränen Monarchen gab es nicht mehr, der Ansprechpartner für die Mennoniten hätte schon zu dieser Zeit statt dessen Parlament und Regierung sein müssen. Das haben die frommen Nachfolger Christi offenbar nicht erkannt. Das Parlament aber war im Namen der bürgerlicher Gleichberechtigung angetreten und verfolgte als Ziel die konstitutionelle Einschränkung absolutistischer Herrschaft. Von einem Parlament die Fortführung von Privilegien zu erwarten, die absolute Herrscher einst besonderen Gruppen gewährt hatten, war wenig aussichtsreich. Wie sollten sich dafür Argumente und Mehrheiten finden lassen? Mit einem Wort: Die Mennoniten hatten die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Und sie verfügten nicht über das intellektuelle Rüstzeug, ihr konfessionelles Erbe in der Moderne neu zu formulieren. Der Versuch, die Wehrlosigkeit zu »bewahren«, war in Wirklichkeit rückwärtsgewandt, während die vermeintliche »Aufga-

be« rückblickend als der Versuch gewertet werden kann, das eigene Erbe in in neuer Form zeitgemäß zur Geltung zu bringen.

Klassens Erzählungen zur Geschichte der letzten 200 Jahre verdeutlicht auch dies: Die mennonitische Tradition hat gerade in der Moderne ein enormes Defizit an theologischer Reflexion. Ohne theologische Durchdringung der genannten Widersprüche läßt sich Mennonitsein heute kaum noch vertreten. Sie allein könnte aus der falschen Alternative »Bewahrung« oder »Aufgabe« der eigenen Tradition herausführen, indem sie zeigt, wie das eigene konfessionelle Erbe in gewandelter, neuer Gestalt für gegenwärtiges mennonitisches Glauben und Leben von Bedeutung sein kann.

Klassen hat den Mennoniten mit der Arbeit an diesem Buch, in dem er seine Anfragen an die mennonitische Tradition wohl auch für sich selbst niederschrieb, einen wichtigen Dienst geleistet. Er trägt allerdings an einigen Stellen dazu bei, der unangemessenen Redeweise von der »Aufgabe der Wehrlosigkeit« Vorschub zu leisten. Auch wäre zu wünschen gewesen, daß die knappe »Kleine Geschichte der Privilegien zur Befreiung vom Wehrdienst« (S. 265–272) ausführlicher und genauer wäre und dem interessierten Leser Hinweise zur weiteren Lektüre böte. Was Paraguay betrifft, erstaunt es, daß noch immer ein Gesetz von 1921 Geltung hat, das den Mennoniten ein Privileg verleiht. Meines Wissens ist Ende des 20. Jahrhunderts eine neue Verfassung in Kraft getreten, die das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung enthält, was von Mennoniten, die in die Beratung einbezogen waren, auch befürwortet worden ist. Ein Mennonitenprivileg wäre dann eigentlich überflüssig. Wenn die Verfassung zudem eine demokratische ist, die eine Bevorzugung oder Diskriminierung aufgrund von Herkunft und Religionszugehörigkeit ausschließt, wäre ein weiter bestehendes Privileg damit unvereinbar. Es wäre wünschenswert, darüber in einer Neuauflage Genaueres zu erfahren.

Christoph Wiebe

Ulla Lachauer, Ritas Leute Eine deutsch-russische Familiengeschichte,
Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 2002, 432 S., Ln.

Der Titel des Buches drückt auf den ersten Blick eine gewisse Distanz der Autorin zu ihrem Thema aus. Andererseits eröffnet sich damit ein Erzählraum, der mehr als das ausschließlich Familiäre umfaßt. Im Verlauf der Darstellung wird er ausgeleuchtet und abgeschritten. Natürlich sind mit den »Leuten« in erster Linie die Verwandten von Rita gemeint: Kinder, Ge-